

# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 25.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illumin. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mägen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1842.

Moden-Darstellungen und Portrait's interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Reubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde: c. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Der Schleier der Wittwe.

1.

Gegen das Ende des Sommers 1808 wanderte ein junger Mann auf der mit hohen Pappeln begrenzten Straße von Paris nach Burgund in der Nähe des Dorfes Valence bei Fontainebleau dahin. Der junge Mann, Hubert mit Namen, war vater- und mutterlos, doch erst seit Kurzem, denn er trug noch einen Flor am Hute.

Das Ziel seiner Wanderung war ein weißes Häuschen am Ende des Dorfes Valence, dicht am Walde von Montereau, das der Vater Vincent, ein ehrlicher Winzer, mit seiner Tochter Margarethe bewohnte.

Der Vater Vincent war der Pathe Huberts, dessen Mutter, um die er noch trauerte, einen Capitain geheirathet hatte, welcher auf dem Schlachtfelde gefallen war. Aus Gram entweder, oder in Folge der natürlichen Weichheit der Frauen oder auch aus mütterlicher Schwachheit und in der Hoffnung, das einzige Kind zu behalten, hatte sie Hubert im Haß der Schlachten und in der Furcht vor den Kanonen erzogen. Hubert konnte zeichnen, singen, Verse machen; er war Philosoph und Mathematiker, geistreich und fromm. Alle Jahre zur Weinlese besuchte er den Vater Vincent und alle Jahre fand er Margarethen schöner; doch kam er, ob er es gleich Niemandem sagte, eigentlich nur Margarethens wegen. Margarethe war ein hübsches Mädchen von achtzehn Jahren, war in Montereau erzogen worden und kleidete sich wie die

Mädchen in der Stadt; sie trug meist ein weißes Kleid mit einer schwarzen Schürze und ein niedliches Tüllhäubchen, unter welchem die blonden Locken ihres Haares hervorquollen.

Dies Mal kam Hubert vor der Weinlese, denn man stand erst in der Mitte des Augusts und der Vater Vincent erwartete deshalb nichts weniger als diesen Besuch.

Während der junge Mann auf der Straße dahin schritt und nur noch etwa ein Viertelftündchen von dem Hause des Vaters Vincent entfernt war, saß dieser bei Tische vor seinem Frühstück und trank Wein aus seinem Weinberge dazu. Neben ihm saß, aber ohne Theil an dem Frühstück zu nehmen, ein junger Mann, der anliegende kurze hirschlederne Weinkleider, große Stiefeln mit gewaltigen Sporen, eine ganz neue blaue Blouse, gepudertes Haar mit einem Zopfe hinten, einen mit Wachstuch überzogenen Hut und an diesem eine Schleife von dreifarbigem Bande trug.

Margarethe war nicht da.

„Ich sage Dir, Nicole, 's geht nicht,“ sprach zu dem jungen Manne der Vater Vincent, indem er das Glas, das er eben ausgetrunken hatte, auf den Tisch setzte. „Ich rede ganz offen mit Dir.“

— „Das ist mir auch ganz recht, Dheim,“ antwortete der Andere mit verlegenem Gesichte; „ich bin deshalb auch selbst gekommen, um die Sache gerade heraus zu sagen, statt meinen Vater zu schicken, wie es sonst üblich ist. Mein Vater ist Euer Bruder, der



wohlhabendste Posthalter auf zwanzig Stunden in der Runde und wenn wir das Vermögen der beiden Familien zusammenbrächten..“

„Ich begreife wohl, daß Turgon, Dein Vater und mein ältester Bruder, sehnlich nach meinem Vermögen schaut, da mich der Herr gesegnet, er aber im vorigen Jahre im Dienste zwanzig Pferde verloren hat; daß aber auch Du nur eine Geschäftssache darin siehst, begreife ich nicht.“

— „Aber, Oheim, ich liebe meine Cousine auch..“

„Das ist nicht wahr; Du würdest sie unglücklich machen. Ich traue Deinem Character nicht; ich kenne ihn und so lange ich lebe, soll Margarethe Deine Frau nicht werden.“

— „Das ist hart, Vater Vincent.“

„Ich bin nur gerecht und liebe mein Kind. Und bist Du nicht gestern zum Soldaten ausgehoben worden? Sollst Du nicht morgen fort? Wie kannst Du als Rekrut um meine Tochter werden?“

— „Ach, man erhält schon vierzehn Tage oder drei Wochen Urlaub, um sich zu verheirathen..“

„Ja, und einen Monat darauf ist die junge Frau Wittwe..“

— „Ach, ich werde mich so leicht nicht erschießen lassen.“

„Das weiß ich wohl; Du wirst Deine Haut nicht gern zu Markte tragen, aber in Spanien, wohin Ihr marschirt..“

— „Ihr wollet also nicht, Vater Vincent? Nun haben wir nur noch Margarethen zu fragen.“

„Margarethe liebt Dich nicht und das ist mein letztes Wort.“

— „Ich weiß wohl, wen sie mir vorzieht..“

„Und wer wäre das?“

— „Der Hubert, der Habenicht's, der den Herrn spielt..“

„Schweig; da kommt Margarethe.“

Die Tochter des Winzers trat ein und das Gespräch hatte ein Ende. Der Vater Vincent trank noch ein großes Glas Wein aus; Nicole stemmte den Ellbogen auf den Tisch, ohne Margarethen anzusehen, und diese machte ein verdrüßliches Gesicht, weil sie gehofft hatte, der verhasste Nicole würde bereits wieder gegangen sein. Das Mädchen fing an den Tisch abzuräumen, als an die Thüre geklopft wurde.

Margarethe öffnete und Hubert trat ein.

Nicole sprang von seinem Stuhle auf und erbleichte; der Vater Vincent machte große Augen

Margarethe konnte einen Ausruf der freudigen Ueberraschung nicht unterdrücken.

„Was giebt es?“ fragte Vincent nach der ersten Begrüßung und nachdem Hubert Platz genommen hatte.

— „Was es giebt?“ entgegnete Hubert, indem er eben solche Bänder, wie Nicole am Hute trug, aus der Tasche zog, sie an den Boden warf und mit Füßen trat.

„Du bist Rekrut und willst Dich nicht stellen?“

— „Ich bin Rekrut und werde mich nicht stellen,“ antwortete der junge Mann, indem er den Ellbogen auf den Tisch und das Kinn in die Hand stützte.

Nicole rührte sich nicht, aber auf seinem Gesichte malte sich die Schadenfreude.

„Aber,“ sprach der Winzer, „als einziger Sohn einer Wittwe bist Du doch frei?“

— „Ach!“ entgegnete Hubert mit einem Seufzer; „ich habe leider keine Mutter mehr.“

„Deine Mutter..?“

— „Ist seit vierzehn Tagen todt.“

„Armer Junge!“ sprach der Winzer, indem er seinen Teller zurückschob und Margarethe ihre Schüchternheit vergaß und weinend die Hand Huberts drückte.

— „Sie wollte dieses Jahr mit mir zur Weinlese zu Euch kommen,“ fuhr Hubert fort; „und da ich nicht Soldat geworden wäre, wollten wir Euch, Vater Vincent, bitten, mir Margarethen zur Frau zu geben.“

Die Tochter des Winzers ließ bei diesen Worten erröthend die Hand des jungen Mannes los, der traurig hinzusetzte: „das ist nun vorbei.“

„Nun, sei ein Mann,“ fiel der alte Vincent ein; „jeder brave Mann muß dem Vaterlande dienen. Geh, sei tapfer, gieb uns fleißig Nachricht von Dir und wenn Du Deine Zeit ausgedient hast, so soll Margarethe Deine Frau werden, darauf gebe ich Dir mein Wort.“

Hubert schüttelte traurig das Haupt und wiederholte:

„Das ist nun vorbei.“

— „Es ist nicht vorbei,“ entgegnete Vincent; „ich will noch mehr thun; diene zwei oder drei Jahre, verlange dann Urlaub und komme hierher; dann wollen wir weiter darüber sprechen. Bei Deinen Kenntnissen mußt Du bald avanciren; aber stelle Dich bei Deinem Corps, denn mein Pathe wird doch kein Böswilliger sein wollen?“

Hubert antwortete leise und mit bebender Stimme:

„Ich bin es schon.“

— „Ein Böswilliger!“ rief der Vater Vincent, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug.



„Ja,“ antwortete Hubert, indem er sein Mänzchen wieder nahm, den Stock ergriff und sich anschickte, weiter zu wandern. „Meine Mutter hatte kaum vor drei Stunden die Augen geschlossen,“ setzte er hinzu, „als man kam, um mich in die Listen einzutragen. Ein braver Mann muß seinem Vaterlande dienen, sagt Ihr, aber das Vaterland konnte wohl warten, bis meine Mutter begraben war. Aber nein, gleich den andern Tag sollte ich zur Armee abgehen. Ich fand Niemanden, den ich um Urlaub angehen konnte und mußte mich also verstecken, um dem Sarge meiner Mutter zum Grabe folgen zu können. Die Kameraden sind also ohne mich fortgegangen und ich bin ein Widerspenstiger geworden.“

— „Man wird Rücksicht darauf nehmen,“ sagte der alte Vincent, „und Du kommst wahrscheinlich mit einer gelinden Strafe davon.“

„Wohl möglich; aber ich bin nicht hierher gekommen, um der Armee nachzureisen, sondern um Euch zu sagen, daß ich nicht Soldat werden mag.“

— „Man wird Dich verfolgen und wenn man Dich ergreift, schleppt man Dich mit Gewalt zu Deinem Corps.“

„Eher laß ich mich tödten, Vater Vincent. Ich habe gesehen, was meine arme Mutter gelitten hat, weil sie ihren Mann im Kriege verloren hatte. Ich will nicht auch Wittwen und Waisen machen, ich mag mich nicht schlagen. Nehme man mir immerhin das Leben, ich werde keinen Menschen umbringen. Zu Euch, Vater Vincent, bin ich nur gekommen, um Abschied zu nehmen und auch von Dir, Margarethe.“

— „Nun,“ fiel der alte Winzer ein, „ich werde die Sache mit dem Kaiser selbst abmachen. Er ist hier in Fontainebleau und reiset erst morgen nach Bayonne ab. Bleibt hier, Kinder; ich mache mich sogleich auf den Weg.“

Nicole hatte sich im Stillen entfernt und der alte Winzer mochte errathen, was den Heimtückischen so schnell fortgetrieben hatte, deshalb sagte er nach einiger Zeit zu seiner Tochter: „ich traue dem Nicole nicht. Margarethe führe Du den Hubert in das Weinbergshäuschen.“

„Das kennt ja Nicole auch und die Gensdarmen werden bald dort sein,“ entgegnete Margarethe.

Dennoch machten sich die jungen Leute nach diesem Häuschen auf den Weg, während der Vater Vincent seinen Klepper bestieg, um nach Fontainebleau zu reiten. Kaum waren sie in dem Weinberge angekom-

men, als sie auch schon Gensdarmen erscheinen sahen, so daß Margarethe zu Hubert sagte:

„Komm in den Wald.“

Sie gelangten bald in den Wald, aber Margarethe kannte die Wege in demselben nicht und so verirrteten sie sich.

„Wir sind da im schönsten Dickicht,“ tröstete Hubert; „ein widerspenstiger Rekrut kann kein besseres Plätzchen finden.“

— „Ach, schweig, sprich das häßliche Wort nicht aus; wenn uns Jemand hörte!“

„Wer soll uns hier hören?“

Hubert irrte sich, denn man hatte das Wort allerdings gehört. Ganz in der Nähe befand sich nämlich einer der langen Durchhaue, die zu den früheren königl. Jagden angelegt worden waren und die Linien des Waldes hießen. In dieser Allee gingen seit einer halben Stunde zwei Männer mit gesenktem Haupte, die Hände auf dem Rücken, umher und sprachen leise mit einander. Es waren Soldaten, denn sie trugen Uniformen und ihre Epauletten verriethen einen hohen Rang. Der Eine war groß, der Andere klein.

Der große trug einen blauen Frack mit goldenen Blumen am Kragen und auf den Schultern, weiße kurze und enge Beinkleider, große Reiterstiefeln, einen goldenen Stern auf den dicken Epauletten und hielt in der Hand einen goldbetreften Hut. Ein breites rothes Band hing über die mit Orden behangene Brust. Der Kleine trug einen grünen Frack, kurze Beinkleider von weißem Casimir und weißseidene Strümpfe; eine goldener Stern mit einem rothen Bande sah etwas kokett unter dem Frack zwischen der Weste und den breiten Revers hervor. Sein Haupt war unbedeckt, sein Haar kurz, seine Stirne breit und weiß. — Es war der Kaiser Napoleon.

Am Ende des Durchhaues stand der kaiserliche Wagen auf einem freien Plage, umgeben von den escortirenden Reitern. Napoleon selbst hatte sich wahrscheinlich entfernt, um mit seinem Generale ungestörter über seine Feldzugspläne sprechen zu können.

Der Kaiser hatte Huberts Worte gehört; er blieb stehen und horchte.

„Glaubst Du,“ fragte Margarethe, „daß mein Vater seinen Zweck erreicht? — Vielleicht trifft er den Kaiser nicht und dann hat dieser viel zu große Dinge im Kopfe, als daß er sich mit einer solchen Kleinigkeit beschäftigen sollte. Auch versteht er bei solchen Dingen keinen Spaß. Was sollen wir thun?“



— „Ich wandere zu Fuße, in der Nacht, von Wald zu Wald, von Gebirge zu Gebirge bis zu einem Lande, in welchem der Krieg nicht wüthet.“

„Ach, da wirst Du weit wandern müssen! — Wenn aber mein Vater zu dem Kaiser gelangt, wenn er Dir verziehe, aber dich vom Dienste nicht frei spräche?“

— „So werde ich gehen, Margarethe, aber unterwegs desertiren.“

„So eigensinnig, Hubert! Es ist nicht möglich, daß Du Dich fürchtest.“

— „Mich fürchten? Nein, Margarethe. Obwohl von einer Frau erzogen, bin ich doch der Sohn eines Soldaten und mein Vater ist von dem Feinde gefallen. Mich fürchten! Selbst vor dem Kaiser Napoleon fürchte ich mich nicht.“

„Wenn er hier wäre!“ sprach Margarethe.

— „Wenn er hier wäre, schwiege ich vielleicht, aber nachgeben würde ich nicht.“

Während dieser Worte schritt Hubert auf dem Wege langsam weiter; Margarethe ging traurig neben ihm. Mit einem Male standen sie an einer breiten Alee, an deren Ende sie den Weinberg des Vaters Vincent sahen. Da sie nicht zweifelten, daß dieser Weinberg eben von Gensdarmen durchsucht würde, so dreheten sie sich um und standen so gerade vor den beiden Männern, die wir erwähnt haben. Margarethe erschrak und ihre Knie zitterten. Hubert erbleichte, blieb aber ruhig und entblößte sein Haupt vor dem Kaiser, den er natürlich sogleich erkannte.

„Ah,“ sprach die starke Stimme des Feldherrn, die oft zu ganzen Armeen redete, „da ist unser böswilliger Recrut! — Warum sind Sie nicht zu Ihrem Corps gegangen?“

— „Weil meine Mutter gestorben war,“ antwortete Hubert.

„Sehr wohl. Sie werden nicht bestraft werden. Aber nach vierzehn Tagen gehen Sie zur Armee ab.“

— „Ja, Sire.“

„Sie gehen und werden mitkämpfen.“

— „Ich werde gehen,“ antwortete ruhig der junge Mann, „werde aber nicht mitkämpfen.“

Die erste Antwort des Gebieters war ein Blick, vor welchem Regimentier erbleicht sein würden.

„Wissen Sie, Herr Philanthrop,“ sprach er mit starker Stimme, „daß ich Sie nach Brest oder Rochefort schicken könnte?“

— „Lassen Sie mich erschießen, Sire, wenn Sie wollen,“ antwortete fast mit Verachtung der feste Märtyrer des Friedens.

Der Kaiser machte eine schreckliche Geberde. Margarethe sank auf die Knie nieder und erhob ihre zitternden Hände zu ihm empor; aber der Kaiser blickte sie nicht an und sprach:

„Das kann bald geschehen. Marschall, sind die Carabiner der Escorte dort geladen?“

— „Fortwährend, Sire.“

„Sehr wohl,“ sagte der Kaiser, zu Hubert gewendet, indem er auf den Platz zeigte, wo der Wagen und die Reiter hielten; „gehen Sie dorthin und Sie werden finden, was Sie verlangen.“

Hubert zuckte nicht mit den Brauen; er nahm bloß den Flor von seinem Hute, wendete sich an Margarethen, die noch immer bleich, sprachlos, wie eine Statue, neben ihm auf den Knien lag, entfaltete das schwarze Tuch, warf es ihr über den Kopf und sagte:

— „Lebe wohl, Margarethe. Es war dies der Trauerschleier meiner Mutter; laß ihn den Deinigen sein. Bewahre den Schleier der Wittwe wohl.“

Der Kaiser hatte dem Paare den Rücken zugewendet und ging einige Schritte weit weg mit dem Marschall, der ihn begleitete. Dann drehete er sich um und sagte zu Hubert:

„Sind Sie bereit?“

— „Ich bin bereit, Sire.“

„So gehen Sie.“

Hubert ging mit festem Schritte, aber als er vor dem Kaiser vorüberschritt, rief ihm dieser barsch zu:

„Halt! — Können Sie zeichnen?“

— „Ja, Sire,“ stotterte der junge Mann, verwundert über eine solche Frage.

„Gut. Der Tod würde, wie es scheint, für Sie eine zu gelinde Strafe sein. Sie werden dem Stabe des Herrn Marschalls hier folgen. Er reiset diese Nacht noch ab. Sie werden ihn als Zeichner begleiten mit 1200 Francs Gehalt und dem Range eines Souslieutenants. Und bedenken Sie stets und vor Allem, daß ich Ihnen verbiete, sich jemals in den Kampf zu mischen.“

Der Kaiser und der Marschall entfernten sich nach den letzten Worten und Hubert blieb unbeweglich stehen, so ganz versunken in dem Chaos von allerlei Gefühlen, daß er nicht einmal an Margarethen dachte.

Das Mädchen raffte sich zuerst auf, riß den Schleier vom Haupte, sank ihm in die Arme und sagte:



„Hubert, wie habe ich mich geängstigt! Aber wie liebe ich Dich und — wie liebe ich auch den Kaiser!.. Was soll nun mit diesem Schleier werden? fragte sie zögernd.

— „Mit diesem Schleier? — behalte ihn nur immer. Er soll kein Schlachtfeld sehen, nicht von Blut besleckt werden. Er sei mein Pfand, Margarethe, und ich schwöre Dir bei ihm, Dir treu und meinen Grundsätzen treu zurück zu kommen.“

„Du bist unverbesserlich,“ sagte Margarethe lächelnd.

— „Du meinst unveränderlich,“ entgegnete er ebenso.

„Ich würde mich nun schlagen.“

— „Weil Du ein Weib bist.“

Sie kehrten darauf langsam nach dem Häuschen zurück. Am andern Tage hatte Hubert den Posten angetreten, der ihm bei dem Marschall angewiesen war.

## 2.

Am 6. Juli des nächsten Jahres 1809 waren die Heere des Kaisers zu einer großen Schlacht um Wien her versammelt. In der Nacht vom 4. zum 5. waren zweihunderttausend Franzosen über die Donau gegangen in die Ebene von Wagram. Der 5. Juli war ein Tag der Vorbereitungen, am 6. sollte die gewaltige Schlacht geschlagen werden.

Die Adjutanten besonders hatten einen heißen Tag.

Zum ersten Male in diesem Feldzuge sollte das Armeecorps des Marschalls, unter dessen Befehlen Hubert stand, in das Feuer kommen. Hubert befand sich zu Pferde in zierlicher Uniform, mit dem Säbel an der Seite, unter den Adjutanten des Marschalls.

Bald sollte das Signal gegeben werden. Bis zum Horizonte blühten die Bajonette, rollte der Wirbel von tausend Trommeln. Schon bewegten sich die Schwadronen und die Erde erbebte unter den Hufschlägen; schon stellten sich die Bataillone auf; die Positionen wurden eingenommen; auf allen Punkten hörte man laut Commandorufe. Die ungeheuern Massen von Soldaten setzten sich in Bewegung, machten Schwankungen, blieben stehen wie ein Mann; die Fahnen entfalteteten sich, die Adjutanten flogen im Galopp dahin und kriegerische Musik erschallte; der kleine Mann in der grünen Uniform auf dem weißen Pferde ritt die Reihen entlang und sprach einzelne kurze Worte, feurige Worte, welche die Herzen entflammten.

Bei diesem ergreifend schönen kriegerischen Schauspiel, bei dem Klange der begeisternden Musik, bei dem

Wirbeln der Trommeln begann das Herz des Souslieutenants, des Zeichners, gewaltig zu pochen und seine Augen funkelten.

Massena zog in guter Ordnung sich zurück; das Kleingewehrfeuer ließ sich hören; die Kanonen donnerten; eine weiße Rauchwolke schwebte über den Kriegern.

Schon drang der rechte Flügel des österreichischen Generalissimus in den Raum ein, den Massena frei gelassen hatte. Der Marschall sandte seinen Adjutanten ab, um die Fortschritte des Feindes melden zu lassen und um Befehle zu bitten. Die Division Boudet, welche die Brücke besetzt hielt, war auf die Insel Lobbeau zurückgedrängt worden; der Rückzug war bedroht.

Napoleon schien gleichgiltig bei diesen Meldungen zu sein; er hörte sie schweigend an und blickte nicht nach der Donau, sondern rechts, wo Davoust sich aufstellte und die Höhen von Rusbach besetzte. Es war Mittag, die festgesetzte Stunde. Napoleon sah, daß von dieser Seite nichts mehr zu fürchten war und er gab das Signal zum allgemeinen Kampfe.

Als bald setzte sich das ganze Centrum seines Heeres in Bewegung und marschirte geradeaus über die Ebene gegen das feindliche Centrum. Aber die Oesterreicher rückten auch vor und Napoleon hatte sich, um Zeit zur Ausführung seines Planes zu erhalten, durch eine Batterie von sechszig Kanonen gedeckt, die eine halbe Stunde vor der Fronte aufgestellt war.

An dieser Stelle begann die eigentliche Schlacht. Die Kanonen donnerten, zweitausend Tamboure trommelten zum Sturmschritt und die Musik jedes Regiments erfüllte die Luft mit schmetternden Jubeltönen, wie an Tagen des Triumphs.

Hubert hatte den Kopf verloren. Es waren bei dem Marschall kaum noch drei Adjutanten zurück und doch sagte der Kaiser eben zu ihm:

„Rasch! Massena soll wieder angreifen. Die Schlacht ist gewonnen.“

Hubert sprengte herbei und sagte;

„Im Namen des Himmels, Herr Marschall, lassen Sie mich diesen Befehl überbringen.“

— „Es ist nicht möglich, Sie dürfen nicht in das Feuer gehen.“

„Ich darf keinen Antheil am Kampfe nehmen, heißt es bloß.“

— „So reiten Sie, aber denken Sie an das Verbot des Kaisers.“

„Ich danke, Herr Marschall.“

Und der ehemals widerspenstige Recrut jagte im



Galopp davon. Der Kaiser hatte ihn gesehen, ritt gerade auf den Marschall zu und sagte:

— „Wer ist das? Mein Böswilliger, nicht wahr?“

Der Marschall bejahete es lächelnd.

— „In diesem Falle müssen Sie einen Andern schicken.“

„Es ist schon geschehen, Sire.“

— „Sehr wohl.“

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Ein gefälliger Freund.) Als die Nachricht von dem schrecklichen Brandunglücke Hamburgs an der Pariser Börse bekannt wurde, machte sie natürlich in diesem Tempel des goldenen Kalbes gewaltige Sensation. Man sprach von großen Verlusten Einzelner und versicherte unter Anderm, daß Herr P., der große Geschäfte mit Hamburg gemacht, völlig ruinirt sei. Im Anfange glaubte Herr P. selbst an dieses Gerücht und nahm sich vor, für alle Fälle seine Maßregeln zu treffen. Er hatte einen vertrauten Freund, einen Marquis, einen der reichsten Grundbesitzer in Europa. Zu diesem ging P., erzählte ihm sein Unglück und bat ihn um ein Darlehn von 100,000 Fres. Der Marquis hörte die Bitte ruhig an, sagte kein Wort dazu, stand aber auf, ging an seinen Secretair und nahm ein großes Buch heraus, das er aufgeschlagen dem Herrn P. vorlegte. Die Blätter dieses Buches waren ganz mit Zahlen bedeckt. P. überblickte sie und las: am 14. Brumaire im Jahre VIII. an Frau v. . . . 20,000 Fres. — Am 3. Jan. 1807 an meinen Freund, den Grafen von G., der sich durch das Spiel ruinirt hatte und sich eine Kugel durch den Kopf jagen wollte, 100,000 Thlr. — Am 17. März 1814 an den Fürsten v. . . ., als er aus dem Exil zurückkam, 50,000 Fres. u. s. w. Auf allen Blättern fanden sich ähnliche Angaben. P., der seinen Augen kaum glauben wollte, blätterte das ganze Buch durch und fand am Ende das fabelhafte Facit: „dreizehn Millionen neunhunderttausend Francs.“ Dann blickte er zu dem Marquis auf und sagte: „aber, lieber Freund, es ist doch kaum möglich, daß Sie diese bedeutende Summe ausgeliehen haben können.“ — „Und warum sollte es nicht möglich sein?“ — „Weil Sie dann ruinirt sein müßten.“ — „Ich habe mich deshalb auch begnügt, die Summen zu notiren, die man von mir borgen wollte, niemals aber verborgte ich auch nur einen Sou. Sie sehen ein, daß ich in meinem Alter und Thretwegen nicht ansfangen kann, dumme Streiche zu machen. Sie selbst würden es nicht zugeben.“

Bei diesen Worten nahm der Marquis eine Feder und schrieb vor den Augen des Herrn P. in sein großes Schulregister: Am 10. Mai 1842 an meinen Freund P., der durch den Brand von Hamburg ruinirt sein soll, 100,000 Fres. Dann schlug er das Buch zu und sprach von etwas Anderm.

(Eigentumsrecht an dem Winde.) Wassermühlen gehörten einmal zu den Rechten der Krone und als man die Windmühlen erfand, wurde jenes Recht sowohl auf den Wind als auf das Wasser ausgedehnt. Ein spaßhaftes Beispiel von der versuchten Ausübung dieses Vorrechtes kam einst in Holland vor. Die Augustiner-Mönche in dem Kloster Windsheim in der Provinz Ober-Byffel wollten in der Nähe ihres Klosters eine Windmühle anlegen, aber der Grundherr widersetzte sich dem Plane unter dem seltsamen Vorgeben, der Wind in diesem Bezirk sei sein Eigenthum. Die Mönche wendeten sich an den Bischof von Utrecht, der in heftiger Sprache die Entscheidung gab, es habe in seinem Sprengel Niemand ein Recht auf den Wind als er selbst, und sogleich den Mönchen die Erlaubniß ertheilte, ihre Windmühle zu erbauen.

(Die Geschichte von dem Ei vor Columbus.) Vasari erzählt eine Anekdote von Brunaleschi, welche der bekannten von Columbus ganz ähnlich ist, aber unbestreitbar das Verdienst hat, die erste zu sein, da sie schon vor der Geburt des Columbus vorkam. (Brunaleschi starb 1446 und Columbus wurde 1442 geboren). Es war eine Anzahl der gelehrtesten Männer jener Zeit aus verschiedenen Theilen der Welt zusammenberufen worden, um sich über Pläne zur Erbauung einer Kuppel gleich jener des Pantheons in Rom zu berathen und vorgelegte zu prüfen. Brunaleschi weigerte sich, sein Modell zu zeigen, da es auf den einfachsten Grundsätzen beruhete, schlug aber vor, daß derjenige die Kuppel bauen sollte, der ein Ei auf eine Marmorunterlage aufrecht hinstellen könnte. Die versammelten Künstler und Gelehrten stimmten dem bei, da es aber keinem gelang, das Ei aufzustellen, so forderten sie Brunaleschi auf, dies zu thun. Er nahm darauf ein Ei, drückte leicht die Spitze ein und stellte es so auf die Marmorplatte. Alle Anwesende behaupteten einstimmig, das könnten sie auch, der Baumeister aber entgegnete lächelnd, wenn sie sein Modell gesehen hätten, würden sie auch sogleich gewußt haben, wie eine Kuppel gebaut werden müsse.

(Modische Spielereien.) Als in den politischen Unruhen 1791 der Graf von Artois und der Graf von Provence dem französischen Adel das Signal zur Auswanderung gaben, erfand ein speculirender Kopf ein für die Zeit passendes Spielzeug, nämlich ein Stück Holz, Elfenbein oder Perlenmutter von runder Form. In die Rinne, die herum lief, legte man einen Faden, von dem man ein Ende in der Hand behielt. Dieses Mädchen ließ man fallen und ein Ruck gab ihm eine drehende Bewegung, in welcher es schnell an dem leitenden Faden wieder zu der Hand empor stieg. Dieses Spielzeug nannte man eine Emigrette und es sollte andeuten, daß die Emigranten bald zurückkommen würden. Die Emigretten wurden bald modisch unter den Kindern jedes Alters und Geschlechtes, d. h. unter der Elite der pariser Gesellschaft, und das, was anfangs nur eine lächerliche Spielerei oder eine Ironie von nicht eben



gutem Geschmacke gewesen war, verwandelte sich bald in einen Gegenstand des Luxus, in ein charakteristisches Zeichen des besten Toncs. Die damaligen Stutzer (Incroyables zu jener Zeit genannt) und die schönen Damen wetteiferten mit einander in dem Reichthum ihrer Emigretten. Man trug sie bei sich auf der Promenade, auf den Bällen, im Theater, wie man jetzt ein Armband oder ein Lorgnon trägt, um das Metall und die kostbare Arbeit bewundern zu lassen. Viele waren mit Perlen, Rubinen und Diamanten besetzt und sie hatten den Vortheil, daß sie die Prachtliebe der Inhaber, die Geschicklichkeit in der Handhabung und dabei zugleich die schönen Hände sichtbar machten. Trotzdem verschwanden sie allmähig und erst als nach zwanzig Jahren die Ausgewanderten wirklich zurückkamen, erschienen auch die Emigretten wieder und zwar als politisches Symbol; sie hatten die Bedeutung der weißen Cocarde und die Wirksamkeit eines Amulets.

Ein anderes Spielzeug, das allgemein Mode wurde, waren die Diablos, welche 1717 aufkamen, ein Stückchen Holz in der Form eines Sanduhrglases, das sich brummend an einem Faden dreht, dessen Enden an zwei Stäben befestigt sind, die man abwechselnd bewegt. Mit diesem geistlosen Spiele beschäftigten sich die Pariser lange Zeit; in allen öffentlichen Gärten sah man junge und alte Herren ihre Diablos drehen und sie emporwerfen, um sie wieder aufzufangen, wenn sie ihnen nicht auf die Nase fielen. Selbst Damen aus der besten Gesellschaft schlossen sich nicht selten diesem Spiele an.

Dann kamen die bekannten Kaleidoscops, mit denen man eine große Anzahl von Personen auf den Straßen herumlaufen sah. Indes wurde man derselben bald überdrüssig und sie sind jetzt vergessen, außer von den Fabrikanten der bunten Papiere und der großgemusterten Zeuge, welche ihre neuen Muster häufig dem Kaleidoscop entlehnen.

Noch später kam ein anderes Spielzeug auf, mit dem sich die ganze elegante Welt von Paris beschäftigte, die sogenannten chinesischen Kopfzerbrecher (Casse-têtes chinois), die aus acht theils viereckig, theils rautenförmig geschnittenen Elfenbeinstückchen bestanden und die man so zusammensetzen mußte, daß sie eine Zeichnung nachahmten, die man vor sich hatte. Dieses sogenannte Spiel, von dem das sogenannte Geduldspiel nur eine minder complicirte Nachahmung ist, erforderte eine Ausdauer, Geduld und Anstrengung, die nichts weniger als unterhaltend und angenehm waren. Man sah um 1819 in den Salons nichts als Tische, an denen Unglückliche saßen, welche sich den „Kopf zerbrachen“, um mit den Elfenbeinstückchen eine vor ihnen liegende Zeichnung nachzuahmen. Das Spiel verdrängte jedes andere; man tanzte nicht einmal mehr und sprach von nichts weiter.

(Die Geberdensprache der Italiener.) Ich hatte, erzählte Alex. Dumas, viel von der Gewohnheit und Fähigkeit der Sicilianer gehört, mittelst Geberden von einem Ende eines Platzes oder Saales zum andern mit einander sich zu unterhal-

ten; diese Kunst, gegen welche die Zeichensprache der Taubstummen nur ein Ubc ist, soll sich noch aus der Zeit des Tyrannen Dionys herschreiben, der unter sehr strengen Strafen alle Zusammenkünfte und Gespräche verboten hatte, weshalb denn seine Unterthanen ein anderes Mittel der Mittheilung erbachten, welches das Wort vertreten könnte. In einem Zwischenacte im Theater zu Palermo sah ich denn einer sehr lebhaften Unterhaltung zwischen zwei Personen zu, von denen die eine sich im Orchester, die andere in der ersten Logenreihe befand. Der im Orchester war mein Freund Arami, welcher in einer Loge einen Freund erkannte, den er seit drei Jahren nicht gesehen hatte und der ihm mit den Augen, bisweilen mit den Händen Dinge erzählte, welche nach dem Gesichtsausdruck meines Freundes sehr interessant sein mußten. Nach Beendigung dieser Unterhaltung par distance fragte ich Arami, ob ich nach dem wohl fragen dürfte, was ihm berichtet worden sei.

„Warum das nicht?“ antwortete er; „der, mit welchem ich sprach, ist einer meiner besten Freunde und seit drei Jahren von Palermo entfernt gewesen; jetzt erzählte er mir eben, er habe sich in Neapel verheirathet, dann mit seiner Frau Reisen in Oesterreich und Frankreich gemacht. In dem letztern sei seine Frau von einer Tochter entbunden worden, die er leider durch den Tod wieder verloren habe. Gestern sei er auf dem Dampfsboote angekommen, da seine Frau aber durch die Seeskrankheit sehr gelitten, sei sie im Bette geblieben und er allein in das Theater gegangen.“

Das war mir zu stark; ich hat deshalb Arami, mich nicht zu verlassen, damit er sich mit seinem Freunde nicht bereben könnte, nach dem Theater aber mich mit zu seinem Freunde zu nehmen und sich mündlich erzählen zu lassen, was er durch die Zeichensprache erfahren haben wolle.

Er versprach es, wir gingen zu dem Freunde Aramis und ich mußte mich überzeugen, daß der Fremde wirklich alles dies durch Zeichen berichtet hatte, da er dasselbe mündlich wiederholte. —

(Ein Manuscript.) Nach meiner Rückkehr aus America, erzählte einst Talleyrand, wohnte ich in dem Römischen Kaiser in Hamburg und lernte dort einen Herrn kennen, der mich bald ersuchte, doch ein handschriftliches Werk von ihm, ich weiß nicht mehr über welchen Gegenstand, durchzulesen und ihm meine Meinung darüber zu sagen. Ich übernahm ungern die Arbeit und ging in mein Zimmer. Denselben Tag begab ich mich zu meinem Bankier, um mir den Rest meines kleinen Credits, 15 Louisd'or, auszahlen zu lassen. Abends schlug ich das Manuscript auf, um darin zu lesen, und legte meinen kleinen Schatz, in ein Papier gewickelt, ebenfalls hinein, als ich zu Bette ging. Vor sechs Uhr am nächsten Morgen wurde heftig an meine Thüre gepocht; es war mein Schriftsteller, der mir sagte, er reise eben nach London ab und wolle sein kostbares Werk mitnehmen. Ich zeigte ihm, wo es lag, und rief: „glückliche Reise!“ legte mich im Bette auf die andere Seite und schlief wieder



ein. Ach, der Unselige nahm meinen ganzen Schatz mit und der Zufall that für ihn, was wahrscheinlich nie ein Buchhändler für das Werk gethan haben würde. Ich sah den Mann nicht wieder, aber auch meine fünfzehn Louis'or nicht. Ich befand mich in der allertraurigsten Lage und schwur damals, mich nie wieder bereden zu lassen, aus Gefälligkeit irgend ein Manuscript zu lesen, was ich denn auch redlich gehalten habe.

### Generalcorrespondenz.

Der vielbesprochene Verkauf von Kunstgegenständen und Merkwürdigkeiten in Strawberryhill ist beendet und hat ungefähr 200,000 Thlr. eingebracht. Mehreres von besonders merkwürdigen Dingen wurde ziemlich hoch bezahlt, z. B. das berühmte silberne Schreibzeug Horace Walpole's kam auf mehr als 10,000 Thlr., da die Unze Silber mit 12 Thlr. bezahlt wurde und das Schreibzeug 90 Unzen schwer war. Es soll für Sir Robert Peel erkanden worden sein. Die Uhr, welche früher der Anna Boleyn gehörte, wurde mit 750 Thlr. für die Königin angekauft. Die berühmte Rüstung, ein bewundernswürdiges Meisterstück, wahrscheinlich die schönste Rüstung in England, kam auf 1920 Thlr. Der Hut, der dem Cardinal Wolfey gehört haben soll, wurde mit 120 Thlr. bezahlt. Die Gemäldesammlung, worunter sich einzelne ausgezeichnete Gemälde, aber meist historische Portraits befanden, trug 34,000 Thlr. ein. —

Ein gewisser Hibbert in London, Markthelfer bei Brahma u. C., erbt vor Kurzem mehrere Güter und Häuser, die zusammen einen Werth von acht Millionen Thaler haben sollen. —

Das englische Journal Examiner hat berechnet, daß die stehenden Heere Europas seit dem Jahre 1830 ungefähr 14,000 Millionen Thlr. gekostet haben sollen. —

In Rom ist vor einigen Wochen ein höchst seltsamer Vorfall allgemeines Stadtgespräch gewesen, wie d. Epz. Allg. Zeit. erzählt. Mit einer Begleiterin verlebte nämlich den Winter dort die zweiundzwanzigjährige Tochter des verstorbenen Lord R., die zu den vornehmsten Kreisen gezogen wurde. Miss Jones (das ist ihr Familiennahme) ward ihrer hohen Bildung und Liebenswürdigkeit wegen allgemein als Zierde der Gesellschaft angesehen. Bei ihren Spazierfahrten in der Campagna diente ihr ein italienischer Lohnkutscher, Namens Antonio di Pasquale. Miss Jones erfuhr, daß der Mann Wittwer sei und besprach sehr oft mit ihm und mit sichtlichem Vergnügen das Thema einer zweiten Ehe, wobei sie ihm nicht undeutlich zu verstehen gab, daß sie besonderes Interesse an ihm nehme. Der Kutscher aber, im vollsten Gefühle seines Standes, hielt dergleichen für einen Scherz seiner Herrin, deren Leidenschaft immer höher stieg. Sie befahl ihm, sie nach dem nahen Albano zu fahren. Kurz nach der Ankunft daseibst ließ sie Antonio durch ihren Bedienten mit dem Bedeuten rufen, er möge seine

Peitsche mitbringen. Er trat in das Zimmer. Miss Jones erklärte ihm ihren festen Entschluß, ihn zu heirathen, zer schnitt und zerbrach die Peitsche, sein charakteristisches Handwerkszeug, und nöthigte den bestürzten Mann in einen mit Postpferden bespannten bereitstehenden Wagen, der Beide nach Rom brachte. Der Cardinal-Generalvicar, zu dem sie sich begab und dem sie ihren Wunsch, mit Antonio vermählt zu werden, mittheilte, that alles, um sie von diesem Schritte zurückzubringen, aber vergeblich. Die Ehe wurde eingesegnet. Die englischen Damen sind außer sich und alle versichern, die Miss sei geisteskrank. —

Wir haben vor einiger Zeit erzählt, daß das amerikanische Schiff William Brown verunglückte und die Mannschaft mit den Passagieren sich in das Boot flüchtete, die Matrosen aber auf Befehl des Lieutenants sechszehn Passagiere in das Wasser warfen, um das dem Sinken nahe Boot zu erleichtern. Die Sache kam vor Kurzem bei den Assisen in Philadelphia vor, vor denen der Lieutenant Halmer unter der Anklage stand, absichtlich sich des Mordes schuldig gemacht zu haben. Die Jury wies jedoch den erschwerenden Umstand der Absichtlichkeit ab und so wurde der Mann nur zu fünfjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt. —

Der Graf Castellane, der in Paris seines Reichthums und seines Privattheaters wegen allgemein bekannt ist, auf dem die vornehmsten Personen aufzutreten pflegen, hat sich trotz seiner hohen Jahre noch verheirathet. Die ganze vornehme Welt war auf die Geschenke neugierig, die er seiner Braut machen würde, zumal da er alle Anerbietungen abwies, ihm bei den Einkäufen behilflich zu sein. Der Tag der Unterzeichnung des Ehecontractes kam endlich heran und der Graf ließ seiner Braut durch einen Bedienten ein Körbchen von weißem Sammet überreichen, das indeß ziemlich alt war, da es 1810 gekauft worden war, als sich damals der Graf verheirathen wollte. Die Spannung hatte den höchsten Grad erreicht; man trat endlich näher, hob die Decke ab und erblickte darin nichts als — hundert Bankbillets von tausend Francs jedes. —

Zwei Sclaven in Virginien entflohen vor Kurzem und nahmen ein Pferd mit sich, das ihrem Herrn gehörte, und bedienten sich der folgenden List, um der Gefahr, verhaftet zu werden, zu entgehen. Einer der Neger band den Andern und schleppte ihn so neben dem Pferde her. Auf den Pflanzungen, durch die er kam, sagte er, der Spießbube von Neger sei entflohen, er bringe ihn zu seinem Herrn zurück. Die List gelang vollkommen, der Reiter wurde überall sehr gut aufgenommen; man rühmte seine Treue und er empfing jede Hilfe und jeden Beistand. An Orten, wo sie nicht bemerkt werden konnten, tauschten die Flüchtigen die Rollen, der Reiter ließ sich binden und sein Freund bestieg das Pferd. So erreichten sie glücklich die Grenze, von wo sie nach Canada gelangten. Sobald sie den englischen Boden betraten, waren sie frei, da bekanntlich jeder Sclave frei wird, der englischen Boden betritt. —